



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zabeltitz, M. Zobel von: Englands Bild in den Augen der deutschen
Klassiker. II. Goethes und Schillers Meinungen über England

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Englands Bild in den Augen der deutschen Klassiker

Von Dr. M. Föbel von Föbeltitz

II. Goethes und Schillers Meinungen über England



Als ein englischer Ingenieursoffizier, der Goethe am 10. Januar 1825 besuchte, dem greisen Dichter von dem großen Interesse erzählte, daß man in seiner Heimat an der deutschen Sprache und Literatur nehme, freute sich Goethe und erklärte: „Wir Deutschen haben es jedoch Ihrer Nation in dieser Hinsicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgetan. Ich beschäftige mich seit fünfzig Jahren mit der englischen Sprache und Literatur . . . Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder sein.“ Damit erinnerte Goethe an die Zeit des Sturmes und Dranges, aus der in seinem und seiner Genossen Schaffen wie in Schillers Erstlingsdrama Zeugen der Wirkung des englischen Vorbildes, Shakespeares, fortleben. Goethes Interesse gilt also weniger der Erkenntnis des englischen Volkstums in seiner Gesamtheit als dem englischen Schrifttum. In diesem sind ihm Shakespeare, Byron, Carlyle Gegenstand der Bewunderung und des Lobes; dieses versagt er auch Newton nicht, aber er fühlt sich als dessen Gegner und späht nach Schwächen in seiner Natur, die ihm begreiflich machen sollen, warum Newton und seine Volksgenossen an der von Goethe für einen handgreiflichen Irrtum gehaltenen Farbenlehre so starr festhalten. So erkennt er einen doppelten Zug im Wesen des englischen Volkes: „Bei den Engländern ist es gut, daß sie alles praktisch machen, aber sie sind Pedanten“ (Eckermann). Das Praktische, das feste Zugreifen in allen Lebenslagen erweckt sonst Goethes Achtung für das englische Volk: er nennt sie „tüchtig“, „unendlich rührig“ und findet diese Eigenschaft im Geringen, wie bei der Einführung der nächtlichen Gasbeleuchtung der Städte (1816), und im Großen, in der Politik. Er freut sich des liberalen Geistes, den Canning ins englische Ministerium bringt; allerdings hat an Goethes Vorliebe für diesen Staatsmann dessen Eintreten für die Befreiung der bis 1827 den Türken unterworfenen Griechen Anteil.

Auch abgesehen von diesem idealisierenden Gesichtspunkte ist Goethe für die Zielsicherheit und Festigkeit des englischen Wesens eingenommen; es ist, als lobe er das an ihnen am meisten, was er bei den Deutschen am wenigsten hatte finden können. Wenn er nach den Befreiungskriegen sich wundert, daß den Deutschen, die es sonst nur einzeln weit bringen könnten, „zum ersten Mal die größten Taten im ganzen geraten“ seien, so achtet er bei den Engländern die hohe Ausbildung der Individualität, die trotzdem der Stetigkeit des Gemeinwesens keinen Abbruch tut. Er stellt fest, „daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und schätzenswert ist die Ausbildung so vieler derber, tüchtiger Individuen, eines jeden nach seiner Weise, und zugleich gegen das öffentliche, gegen das gemeine Wesen: ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigstens nicht in dem Grade, mit ihr teilt“ („Newtons Persönlichkeit“ im historischen Teil der „Farbenlehre“). „Die Engländer — meint er — sind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponieren. Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Tüchtigkeit, Eigensinn und Wohlhabigkeit geben beinahe ein unerreichtes Musterbild von dem, was alle Nationen sich wünschen“ („Anglomanie“, historischer Teil der „Farbenlehre“). Die nur allzu realistische Geistesrichtung der Engländer hält Goethe der französischen in einem Brief an Knebel (9. März 1814) entgegen: „Dem französischen Stolz kann man beikommen, weil er mit Eitelkeit verbrübert ist, dem englischen Hochmut aber nicht, weil er kaufmännisch auf der Würde des Goldes ruht.“

Da das englische Gesetz die Freiheit des Individuums von jeglicher staatlichen Bevormundung zum Grundsatz erhoben hat, ist dem Kaufmannsgeist, der praktischen Zielbewußtheit des einzelnen keine Schranke gesetzt; das hält Goethe dem die englische Verfassung rühmenden Grafen von Pückler-Muskau entgegen: kein Volk sei vielleicht wesentlich inhumaner in politischen und Privatverhältnissen.

Es ist Weltklugheit, wenn die Engländer diese „Inhumanität“ verhüllen, und mit einem leisen Unterton der Achtung vor solcher Klugheit ist eine Äußerung Goethes zu Eckermann über die „Deklamationen“ der Engländer gegen die Sklavenausfuhr aus Afrika gesprochen: während sie der Welt „humane Maximen“ weismachen wollten, sei „das wahre Motiv ein sehr reales Objekt, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun“, nämlich die Notwendigkeit, die Neger als Arbeiter in den eigenen Kolonien zu behalten. Bei schlechterer Laune mochten allerdings solche Beobachtungen Goethe zu einem Wort wie dem an Förster veranlassen, es gebe nirgendwo soviel Scheinheilige und Heuchler wie in England.

Das tiefste Empfinden Goethes gegen England mag wohl manchmal dem gleichen, das die staatlich zersplitterten Griechen, die Erben der höchsten Kulturgüter, beim Anblick der römischen Weltmacht beschlich. „Während aber,“ sagt er einmal zu Eckermann, „die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt.“ Ja fast muß den Angehörigen des zerrissenen Deutschlands die englische Weltmacht als Notwendigkeit erscheinen, da nur sie die Engländer zu den großzügigsten Kulturwerken befähigt, die der Welt zugute kommen. Daher erklärt sich sein Wunsch, den er am 21. Februar 1827 aussprach, nachdem er sich über die Notwendigkeit eines Rhein-Donaukanals und des Panamakanals geäußert hatte: „Und drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen.“ Er konnte sich eben ein so großes Werk nicht ohne Mitwirkung der Engländer denken, zweifelte er doch daran, daß die Deutschen die Kräfte für einen Rhein-Donaukanal aufbringen könnten. Leider hat die Zeit Goethes Hoffnung und Goethes Zweifel gerechtfertigt.

Zwei Seiten des englischen Wesens erscheinen Goethe allerdings sehr unerfreulich, die Behandlung des Kirchlichen und die der Sittlichkeit; denn als Grundlage fühlt er Heuchelei heraus. Besonderer Gegenstand seines Spottes ist die überaus reichliche Bezahlung der hohen englischen Geistlichkeit, die nach seiner Ansicht an die 39 Artikel, welche die Grundsätze und die Alleinherrschaft der anglikanischen Kirche in England festlegen, selber nicht glaubt. Eckermann berichtet, daß sich Goethe in mephistophalischer Laune in der Vorstellung gefallen habe, wie er sich als geborener Engländer hätte verhalten wollen: „Ich hätte in Reimen und in Prosa solange und soviel geheuchelt und gelogen . . ., daß meine dreißigtausend Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen sollen.“ Und damit er dieses Bischofsgehalt in Ruhe hätte genießen können, hätte er sich eifrig um die Verdummung der Massen, besonders der Schuljugend, bemüht, „damit ja niemand hätte wahrnehmen, ja nicht einmal den Mut hätte haben sollen zu bemerken, daß mein glänzender Zustand auf der Basis der schändlichsten Mißbräuche fundiert sei.“ — Die Übertreibung der sittlichen Rücksichten schildert Goethe vielleicht am besten mit leiser Ironie in einer Szene, wo ein junges Mädchen aus der Kunstsammlung ihres Oheims einer englischen Dame eine „köstliche liegende Venus“ zeigt. Sie erhält gleich die Antwort: „Also diese Nacktheit beleidigt Sie nicht?“ Der Hinweis Juliens auf den Kunstwert gibt der Dame nur zu moralischen Lehren über die gefährlichen Gedanken, die sich an die Figur knüpfen können, Anlaß. Julie bleibt unbekehrt und „die Dame wendete sich um und sprach englisch zu ihrem stummen Begleiter“ („Der Sammler und die Seinigen“). Überblicken wir jedoch am Ende Goethes Worte über England, so überwiegt die Achtung vor der Großzügigkeit und Zielsicherheit alles, was er im einzelnen zu tadeln fand.

Bei Schiller tritt die Wertung englischen Wesens anfänglich unter den beherrschenden Gesichtspunkt der Freiheit. Daher ist in seinen Äußerungen über England eine deutliche Entwicklung zu beobachten, die durch Schillers Erfahrungen um die Jahrhundertwende abgeschlossen wird. Als er an „Kabale und Liebe“ arbeitete (1782 bis 1784), empfindet er bei der Schilderung des Despotismus an dem kleinen deutschen Fürstenhofe schmerzlich den Gegensatz zu den freiheitlichen Grundgedanken der englischen Verfassung, ähnlich wie ihn Voltaire nach seinen

Erfahrungen unter dem bourbonischen Despotismus verkündete. Darum kann sich der Vertreter des Idealen in „Rabale und Liebe“, Ferdinand, nicht denken, daß eine Engländerin sich zur Geliebten des Despoten erniedrigen könne: „Sie nennen sich eine Britin! — sagt er zur Lady Milford. — Erlauben Sie mir, ich kann es nicht glauben, daß Sie eine Britin sind. Die freigebohrne Tochter des freiesten Volkes unter dem Himmel, — das auch zu stolz ist, fremder Tugend zu räuchern, — kann sich nimmermehr an fremdes Laster verdingen. Es ist nicht möglich, daß Sie eine Britin sind, oder das Herz dieser Britin muß um soviel kleiner sein, als größer und kühner Brianniens Adern schlagen.“ — Die Magna charta libertatum und die Habeas corpus-Akte, die die persönliche Freiheit der Bürger und ihre Rechte der Regierung gegenüber sicherten, erhoben England schon im Mittelalter und zu Anfang der Neuzeit über die Regierungsform der anderen Staaten. Daher erkennt Schiller in dem Kampf der englischen Königin Elisabeth gegen die Armada des tyrannischen, finsternen spanischen Königs Philipps des Zweiten (1588) das Recht auf der englischen Seite, wie er es in seinem Gedicht „Die unüberwindliche Flotte“ (1786) ausspricht:

„Dir gegenüber steht sie da,
Glücksel'ge Insel, Herrscherin der Meere,
Dir drohen diese Gallionenheere,
Großherzige Britannia!
Weh deinem freigebornen Volke!
Da steht sie, eine wetterschwangere Wolke.
Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgeetze weisestes erdacht?
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?“

In jenem Kriege sieht Schiller einen weltgeschichtlichen Prozeß zum Austrag gebracht, in dem Spanien die geistige und politische Unfreiheit, England die Freiheit vertritt. Darum durfte England nicht verlieren; Gott selbst tritt ein:

„Soll“, sprach er, „soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Fesseldamm
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet sein von dieser Gemisphäre?“
„Ne“, rief er, „soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!“
Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada stob nach allen Winden. —

Die Erklärung der Menschenrechte und die übrigen freiheitlichen Gedanken, welche die französische große Revolution anfangs verkündete, machten für kurze Zeit dieses Land für Schiller zum Idealstaat der Freiheit. Der Königsmord und die Kriege des neuen eroberungslustigen französischen Staates belehrten ihn bald eines anderen; und die Kampfesart Frankreichs wie die seines hartnäckigen Gegners England machten ihm deutlich, daß beide Staaten, wie auch ihre innere Verfassung sein mochte, jedenfalls dem Ausland durch ihre Siege nicht die Freiheit bringen würden! In seinem Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ (1801) spricht er sich über Englands Kampf mit Frankreich aus:

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz. — —
Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polyphenarmer aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.“

Wenn sich hier Schiller, wie auch Goethe, mit der englischen Seeherrschaft als etwas Gegebenem still abfindet, so spricht die wirtschaftliche Lage Deutschlands mit, die eine solche Interesslosigkeit begünstigte; und die politische Lage, die durch Deutschlands Zerrissenheit bedingt war, konnte keines Deutschen Teilnahme erwecken, der sich nicht fähig fühlte, ein neues Deutschland zu schaffen. Nur auf geistigem Gebiete, so schließt Schillers Gedicht, ist deutscher Kraft noch ungehemmte Auswirkung gegönnt:

„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume.“

Jean Paul drückte es ironisch aus, den anderen großen Nationen seien Erde und Wasser als Herrschaftsbereiche gegeben, den deutschen — die Luft, und wurde so ungeahnterweise Prophet unserer Zeit, doch in anderem Sinne.

Daß hinter Englands Kriegen ebenso wie hinter denen Frankreichs die nackte Machtpolitik steht, erkannte Schiller wohl, und die viel zitierten Worte der 1800/1 verfaßten „Jungfrau von Orleans“ rissen den Schleier auch von der damaligen Politik Englands:

„Ihr Engländer streckt die Räuberhände
Nach diesem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht,
Noch gült'gen Anspruch habt . . . Gleichwohl
Ist auch das dritte Wort Gerechtigkeit.“

Dennoch scheint Schiller trotz des Gefühls der deutschen moralischen Überlegenheit es schmerzlich empfunden zu haben, daß Deutschland im Rat der Völker nichts bedeutete, und so setzt er sich mit dieser Frage eingehend in einem Gedichtplan „Gedicht zur Jahrhundertwende“ (1800) auseinander. Er tröstet sich zunächst mit der Zukunft: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit:

„Mag der Brite . . .
Gierig nach dem Kostbarn greifen
Und auf seiner Insel häufen,
Was ein Schiff nur laden kann.“

Aber jener Tag liegt Schillers Zeit noch fern, und er wiederholt die Frage: Darf der Deutsche in dem Augenblick ohne Beschämung stolz sein Haupt erheben,

„Wo der Franke, wo der Brite
Mit dem stolzen Siegerschritte
Herrschend sein Geschick bestimmt?“

„Ja, er darf's“, antwortet der Dichter, denn Deutschlands Größe ist eine sittliche Größe, unabhängig vom politischen Geschick der Nation.

Doch daß die Fähigkeit zur Machtentwicklung nach außen eigentlich zum Leben der großen Völker gehört, hat Schiller an Frankreich und England gelernt, in denen er einst die Heimstätten der Freiheit sah; das war Schillers Befehlung vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken.

